

2. Der ethnographische Forschungsprozess

Mit der Ethnographie ist ein Forschungsansatz markiert, der die Grundidee verfolgt, »Menschen in ihren situativen und institutionellen Kontexten beim Vollzug ihrer Praktiken zu beobachten« (Breidenstein et al. 2020, S. 8). Ethnographisches Forschen realisiert sich als ein Forschen »in der Alltagswelt der Beforschten« (Kelle 2004, S. 636; Herv. i.O.), das auf einer Kopräsenz der Forschenden im Untersuchungsfeld gründet. Die teilnehmende Beobachtung fungiert dabei als das »Kernstück [...] der ethnographischen Forschung« (Friebertshäuser/Panagiotopoulou 2010, S. 309) und kann wahlweise durch weitere empirische Zugänge, sowohl qualitativer als auch quantitativer Art, flexibel und gegenstandsangemessen ergänzt werden. Die Prämissen der Kopräsenz, die sich in der teilnehmenden Beobachtung realisiert, wird von der Annahme getragen, »dass nur die andauernde Präsenz vor Ort einen direkten Einblick in die Praxis und die Lebensformen der Teilnehmer ermöglicht« (Breidenstein et al. 2020, S. 8). Durch die Anwesenheit der Forschenden im Untersuchungsfeld soll ermöglicht werden, die »jeweils gelebten Ordnungen des Feldes« (ebd., S. 45) und die diese »kulturelle[n] Ordnungen konstituierenden, lokalen Prax[en]« (Amann/Hirschauer 1997, S. 21) mit- und nachzuvollziehen, zu rekonstruieren und repräsentativ zu explizieren. Die Ethnographie lässt sich insofern als eine Forschungsstrategie und -haltung verstehen, deren Forschungsgegenstand in Anlehnung an Karl H. Hörning und Julia Reuter konzeptionell als »doing culture« (vgl. Hörning/Reuter 2004a) gefasst werden kann. Denn die Ethnographie beruft sich auf praxistheoretische Verständnisse von Kultur und fokussiert auf die Hervorbringung kultureller Phänomene als Praktiken im situativen und interpersonellen Vollzug.

Als zentrale Aspekte der ethnographischen Forschungshaltung beschreiben Breidenstein et al. »das grundlegende Interesse an diskursiven und stummen Praktiken ganz unterschiedlicher Felder, eine sozialwissenschaftliche Neugier, die davon ausgeht, dass soziale Wirklichkeiten Überraschendes

und Verwunderliches bereithalten, sowie die Bereitschaft, sich der Dynamik und Logik eines Feldes auszusetzen» (Breidenstein et al. 2020, S. 8). Diese Forschungshaltung gründet auf der Annahme, dass es sich bei der Ethnographie nicht um eine Forschungsmethode im engeren Sinne handelt, was Breidenstein et al. wie folgt betonen: »Versteht man Methode [...] als eine geregelte und immer wieder gleich anzuwendende Verfahrensweise, dann ist die ethnografische Vorgehensweise *keine* Methode, also keine Technik, die ein für alle mal feststeht« (Breidenstein et al. 2020, S. 11; Herv. i.O.). Vielmehr ist die Ethnographie als eine feldspezifisch und kontextgebunden ausbuchstabierte Forschungsstrategie zu beschreiben und zu praktizieren, die von einer besonderen »Sensitivität für den Eigensinn der Untersuchungsgefälle« (ebd.; Herv. i.O.) getragen wird und sich methodisch flexibel zu den Bedingungen und Erfordernissen des Forschungsfeldes verhält. Insofern zeichnet sich ethnographisches Forschen durch einen »kaum zu stillenden Erfindungsbedarf für das empirische Vorgehen« (ebd.) aus, der »elementar vom jeweiligen Fall und Feld sowie von den Fragen abhängig [ist], die die Forschende verfolgen« (ebd.). In diesem Sinne beschreiben Klaus Amann und Stefan Hirschauer die Ethnographie als eine Forschungsstrategie, die auf einen »weichen« Methoden-, aber »harten« Empiriebegriff« (Amann/Hirschauer 1997, S. 9) setzt: »Der Methodenzwang und die Methodizität ethnographischer Wissensproduktion liegen im Feld des Empirischen [...]. Nicht die »Logik der Forschung«, sondern die komplexe Pragmatik des Erfahrungsfeldes erfordert Verhaltens- und Beobachtungsweisen, die sich an dessen gelebter Ordentlichkeit entwickeln müssen« (ebd., S. 20). Die Ethnographie ist in diesem Sinne als ein »explorativ offenes Vorgehen« (ebd., S. 21) zu verstehen, das in der durch Clifford Geertz formulierten Frage »What the hell is going on here?« (Geertz zit.n. ebd., S. 20) seinen forschungspragmatischen Ausgangspunkt findet. Den empirischen Phänomenen der Untersuchungsfelder gilt sich gewissermaßen »mimetisch« (vgl. Amann/Hirschauer 1997, S. 25), d.h. zentral orientiert an den Relevanzsetzungen der Akteur:innen und den Erfordernissen der jeweiligen Untersuchungsfelder, anzunähern und zwar mit dem Ziel, diese in ihrer Vielfältigkeit, Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit wahrnehmen zu können (vgl. Breidenstein et al. 2020, S. 11).

Vor dem Hintergrund dieser methodischen Prämissen zeichnet sich die Ethnographie durch eine »zirkulär angelegte Forschungspraxis« (ebd.) aus, in der Erhebungs- und Auswertungsphasen sowie Phasen der Theoriegenerierung ineinander verschrankt sind (vgl. u.a. ebd., S. 209; Lüders 2009, S. 93; Thole et al. 2011, S. 117). Durch diese Zirkularität soll eine möglichst lange Of-

fenheit für die Phänomene des jeweiligen Untersuchungsfeldes und zugleich eine analytische Zuspitzung und Verdichtung der generierten Erkenntnisse angestrebt werden, die für den weiteren Forschungsverlauf als selektive Aufmerksamkeitsrichtungen bzw. in den Worten Amanns und Hirschauers als »geschärzte Linse[n]« (Amann/Hirschauer 1997, S. 40) fungieren können. In diesem Sinne lässt sich von der Ethnographie als ein »Erkenntnisstil [...] des Entdeckens« (ebd., S. 8; Herv. i.O.) sprechen.¹

Das Forschungsdesign dieser Studie wurde in Anlehnung an Klaus Amanns und Stefan Hirschauers Programm einer »Ethnographie der eigenen Kultur« (Amann/Hirschauer 1997, S. 10) entwickelt. Wie in ethnographischen Forschungen üblich wird auch in dieser Fassung des Ethnographiebetreibens eine »Heuristik der Entdeckung des Unbekannten« (ebd., S. 11) als erkenntnisleitend verstanden. Während allerdings für die Ethnologie, als eine zentrale Ursprungsdisziplin des ethnographischen Forschens, »die Unbekanntheit sozialer Welten gleichbedeutend mit ihrer Unvertrautheit [ist]« (ebd.; Herv. i.O.) und damit die primäre Aufgabe der Ethnograph:innen darin besteht, sich das ›Fremde‹ vertraut zu machen, gilt es für eine Ethnographie ›eigener‹ kultureller Kontexte, eine Betrachtungsweise zu praktizieren, in der auch weitgehend vertraute Bereiche unter der Prämisse des ›zu entdeckenden Unbekannten‹ fokussiert werden. Diese Erkenntnishaltung wird von der methodologischen Grundannahme über die »Unbekanntheit gerade auch jener Welten, die wir selbst bewohnen« (ebd., S. 9) getragen. »Das weitgehend Vertraute«, soheben Amann und Hirschauer hervor, wird »betrachtet als sei es fremd, es wird nicht nachvollziehend verstanden, sondern methodisch befremdet« (ebd., S. 12; Herv. i.O.). Der ethnographische Blick ist dabei auf die Alltagswelt und auf Alltags-erfahrungen gerichtet, die zu einem »soziologischen Phänomen« (ebd., S. 9)

1 Die Figur der:des Ethnograph:in als ›Entdecker:in‹ ist zurückzuführen auf den Herkunftskontext der Ethnographie innerhalb der europäischen Ethnologie bzw. Kulturanthropologie und den damit einhergehenden ethnologischen Erfahrungen von ›kultureller Fremdheit‹ im Zusammenhang mit der Erforschung von ›fremden Kulturen‹ und Weltregionen. Neben ethnologischen Kulturanalysen stellen auch die Subkulturforschung der Chicago School (vgl. v.a. Burgess 1934; Park 1925; Thomas/Znaniecki 1918–1920) sowie die Alltagssociologie in Anlehnung an Alfred Schütz (vgl. u.a. Schütz/Luckmann 1979; Garfinkel 1967; Goffman 1982 & 1986) zentrale Traditionslinien dar. Durch diese drei Traditionslinien wurde die Ethnographie als ein Erkenntnisstil des ›Entdeckens‹ geprägt, der ›grundsätzlich etwas mit der Verwandlung von Fremdem in Vertrautes und von Vertrautem in Befremdliches zu tun [hat]‹ (Breidenstein et al. 2020, S. 15).

erklärt werden: Das »selbstverständlich Hingenommene einer Kultur« (ebd., S. 12) soll durch den ethnographischen Blick zum »fragwürdigen Gegenstand [ge]mach[t]« (ebd., S. 12) und durch Strategien eines »Othering des Eigenen« (ebd., S. 13) zu explizieren versucht werden.

In den folgenden Kapiteln wird dargestellt, inwiefern in der vorliegenden Studie die hier nachgezeichneten methodologischen und methodischen Prämissen des ethnographischen Forschens umgesetzt wurden.

2.1 Die Formierung des ethnographischen Forschungsgegenstandes

Obwohl es sich bei der Ethnographie um ein explorativ-offenes Vorgehen und einen Erkenntnisstil des ›Entdeckens‹ handelt, wird das jeweilige Untersuchungsfeld und der jeweilige Forschungsgegenstand durch den ethnographischen Blick doch immer auch in einer spezifischen Art und Weise geformt. Breidenstein et al. heben in diesem Zusammenhang hervor:

»Im analytischen Zugriff auf die Welt wird [...] eine Skalierung des Blicks vorgenommen, die vom Atom bis hin zum Universum reichen kann. Das Skalierungsniveau der Ethnographie bezieht sich auf den Bereich gelebter und praktizierter Sozialität, der gewissermaßen auf halber Strecke zwischen den Mikrophänomenen der Interaktionsanalyse und den Makrophänomenen der Sozialstrukturanalyse komplexer Gesellschaften angesiedelt ist« (Breidenstein et al. 2020, S. 36).

Die Ethnographie lässt sich in Anlehnung an Karl H. Hörning und Julia Reuter als eine kulturanalytische Forschungsstrategie beschreiben, deren Forschungsgegenstand als ein alltägliches und situativ erzeugtes »doing culture« (Hörning/Reuter 2004a) gefasst werden kann. Denn die Ethnographie verfolgt eine praxistheoretische Perspektive auf das Kulturelle, das als dynamisch, prozesshaft und »*in action*« (Hörning/Reuter 2004b, S. 9; Herv. i.O.) verstanden wird. »Kultur ›in Aktion‹« (ebd.), so heben die Autor:innen hervor, ist dabei durchaus wörtlich zu nehmen, »denn es sind die Aktionen im Sinne eingelebter Umgangsweisen und regelmäßiger Praktiken der Gesellschaftsmitglieder, die zu dem zentralen Bezugspunkt [...] [ethnographischer] Kulturanalysen« (ebd., S. 9f; Herv. i.O.; Anm. K.S.) werden. Hörning und Reuter markieren das ›doing culture‹ als einen Sammelbegriff für unterschiedliche theoretische Ansätze, innerhalb derer auf »pragmatische Verwendungsweisen von Kultur«

(ebd., S. 10) bzw. »Kultur in ihrem praktischen Vollzug« (ebd.) fokussiert wird. ›Doing culture‹ lässt sich insofern als ein analytisches Programm beschreiben, »das den praktischen Einsatz statt die vorgefertigten kognitiven Bedeutungs- und Sinnstrukturen von Kultur analysiert« (ebd.). Als analytische Perspektive zielen Ansätze des ›doing culture‹ auf die Erfassung und Entschlüsselung der »Pragmatik von Kultur« (ebd.). Praxiszusammenhänge werden als unweigerlich »in das Kulturelle [...] verwickelt« (ebd., S. 11) verstanden und daraufhin befragt, in welcher Art und Weise das Kulturelle in ihnen »zum Ausdruck kommt, seine Verfestigungen und seinen Wandel erfährt« (ebd.). Mit dieser analytischen Ausrichtung werden die beforschten kulturellen Phänomene nicht als eine »›objektive Tatsache‹, sondern als eine ›interaktive Sache des Tuns‹« (ebd.) akzentuiert. Kultur nimmt hier »den Status eines grundlegenden Phänomens sozialer Ordnung [...] [ein], das sämtliche Gesellschaftsbereiche durchdringt« (ebd., S. 9). Der analytische Blick auf Prozesse des ›doing culture‹ akzentuiert somit das praktische »›In-der-Welt-Sein‹« (ebd., S. 13) der Subjekte, das als eine »wirkliche, sinnliche Tätigkeit [des Erfahrens, Erkennens und Wissens]« (ebd.) gesellschaftlicher Wirklichkeit verstanden wird, die interaktiv prozessiert und als kulturelle Praxis realisiert wird.

In der vorliegenden Studie wurde sich dem Analyseprogramm von »Kultur als Praxis« (ebd., S. 9) zunächst durch die ethnomethodologisch inspirierte Perspektive des ›doing difference‹ (Fenstermaker/West 2002a & b) angenähert. In dieser Perspektive werden gesellschaftliche Struktur- und Ungleichheitsverhältnisse, die etwa entlang der Differenzlinien Geschlecht, Klasse und ›Nationalität‹, ›Ethnizität‹ und ›Kultur‹ organisiert werden, als innerhalb von sozialen Interaktionen alltäglich und beständig (re-)produziert verstanden. In diesem Sinne liegt dem theoretischen Ansatz des ›doing difference‹ eine anti-essentialistische Perspektive auf Differenzen zugrunde: Diese werden nicht als *a priori* gegeben, sondern – analog zum ›doing culture‹ – als »Resultate sozialen Tuns« (Mecheril/Plößer 2009, S. 200) begriffen. Mit der analytischen Perspektive des ›doing difference‹ wird folglich nicht etwa nach Unterschieden zwischen über Differenzkategorien kollektivierte Personengruppen gefragt. Vielmehr wird der Fokus auf die Prozesshaftigkeit von gesellschaftlich relevanten Differenzierungen gelegt und Alltagspraktiken daraufhin befragt, inwiefern in ihnen Differenzen und Differenzverhältnisse situativ hergestellt und reproduziert werden. In diesem Sinne wurde in der vorliegenden Studie das alltägliche ›doing difference‹ sozialpädagogischer Fachkräfte in Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit zum zentralen Forschungsgegenstand erklärt.

Mit dieser analytischen Fokussierung wurden Interaktionen in den ethnographischen Blick genommen, die aus ethnomethodologischer Perspektive als »formende Prozess[e] eigener Art« (Gildemeister 2008, S. 9) verstanden werden. Denn Interaktionen implizieren, so die theoretische Grundannahme, einen »Zwang zur kategorialen und individuellen Identifikation der Interaktionsteilnehmer, zur Kategorisierung als [etwa] männlich oder als weiblich, als ›Frau‹ oder als ›Mann‹« (ebd.). In diesem Sinne werden Interaktionen nicht als ein Kontakt zwischen »vorsozialen Personen« (ebd., S. 9), nicht als eine Interaktion im »luftleeren Raum« (ebd., S. 10), sondern als eine gesellschaftlich-kulturell geprägte und historisch-spezifisch entwickelte Praxis gelesen, die sich innerhalb von »institutionellen Ordnungen« (ebd.) vollzieht. Regine Gildemeister hebt in diesem Sinne hervor:

»Dieser Prozess der interaktiven Hervorbringung von [Differenz] [...] beruht auf vorgängigen Typisierungen und Klassifikationen. Insofern verweist ihre Analyse notwendig und unvermeidbar auf zugrundeliegende und institutionelle Ordnungen: Wenn wir in Interaktionen Personen typisieren und klassifizieren [...], so aktualisieren wir damit gleichzeitig ein institutionelles Wissen um die mit der Klassifikation verbundenen Verhaltenserwartungen. Umgekehrt leitet dieses Wissen permanent den Prozess der Klassifikation an« (ebd.; Anm. K.S.).

Erving Goffman spricht in diesem Zusammenhang von der »institutionellen Reflexivität« (Goffman 1994, S. 150) und betont mit diesem Begriff, dass situierte Praktiken und Interaktionen durch gesellschaftliche Strukturen, Glaubensmuster und »tief verankerte institutionelle Praktiken« (ebd.) vermittelt sind, die gleichsam den Ermöglichungshintergrund sozialer Praxis bilden. In diesem Sinne schreiben auch Susanne Gottuck und Paul Mecheril:

»Sie wirken auf die Interaktionen ein, indem sie als spezifisches Wissen in der Situation durch eine ›institutionelle Reflexivität‹ [...] aufgegriffen und wiederholt werden und damit die vorhandenen Arrangements, die benachteiligend wirken, plausibel machen« (Gottuck/Mecheril 2014, S. 96).

Ethnomethodologisch orientierte Perspektiven ermöglichen insofern Einsichten in die situative Entstehung von gesellschaftlich relevanten Ordnungsmustern zu generieren.

Obwohl diese Ansätze in diesem Sinne das Potenzial beinhalten, Wissen über kontextualisierte Verwobenheiten von Mikro- und Makroprozessen und damit auch über situative Hervorbringungsweisen von gesellschaftlichen Un-

gleichheitsverhältnissen zu erzeugen (vgl. u.a. Fenstermaker/West 2002a & b), ist doch der Kritik von u.a. Isabell Diehm, Melanie Kuhn und Claudia Machold zuzustimmen. Denn diese kritisieren, dass ethnomethodologische Ansätze insbesondere in ihrer methodischen Umsetzung und dem damit oftmals einhergehenden Fokus auf Fragen nach dem ›Wie‹ der hergestellten Ordnungen, häufig dazu tendieren, ›bereits vor der Interaktionssituation bestehende – also außersituativ historisch sedimentierte und biographisch aufgeschichtete – Machtverhältnisse zwischen den interagierenden AkteurInnen nicht angemessen [zu] berücksichtigt[en]‹ (Diehm/Kuhn/Machold 2013, S. 35), folglich gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse tendenziell zu verschleieren (vgl. u.a. Collins et al. 2002). In Anlehnung an diese Kritik formulieren auch Gottuck und Mecheril, dass ›[b]estimmte Spielarten der ethnomethodologisch orientierten soziologischen Ethnographie [dazu] neigen, in einer methodologischen Präferenz für ›situative Ordnungen‹ [...], sowohl makrostrukturelle als auch historisch gewachsene Konstitutionsbedingungen der Felder und Gegenstände die sie bearbeiten, nicht in den Blick zu nehmen‹ (Gottuck/Mecheril 2014, S. 94). Dabei besteht den Autor:innen zufolge die Gefahr, dass sich ethnographisches Forschen als eine ›Erkenntnispraxis der tendenziellen Dekontextualisierung [von] soziale[n] Zusammenhänge[n]‹ (ebd., S. 95) realisiert, durch die ›das ›Soziale‹ auf das Format situativer und situativ hervorgebrachter Praxis [...] reduzier[t wird]‹ (ebd.). Vor diesem Hintergrund heben Gottuck und Mecheril hervor, dass die Rekonstruktion und Analyse sozialer Praktiken immer auch mit einem ›Wissen um gesellschaftliche Kontexte‹ (ebd.) einherzugehen hat, um situierte Praktiken und Interaktionen überhaupt erst in ihrer ›kulturellen Tiefe‹ (ebd.) erfassen zu können.

Vor dem Hintergrund dieser Kritiken in Bezug auf ethnomethodologisch ausgerichtete Ethnographien wurden die in dieser Studie erhobenen Differenzierungspraktiken kultur- und gesellschaftstheoretisch kontextualisiert. Diese übersituativen Kontextualisierungen wurden methodologisch durch das Konzept gesellschaftlich wirkmächtiger und hegemonial gewordener ›Differenzordnungen‹ (Mecheril 2013b) angeleitet, die als Ermöglichungs- und Begrenzungsbedingungen interaktiv erzeugter Praxis verstanden wurden (vgl. Gottuck/Mecheril 2014, S. 99ff). Mit dem Begriff der ›Differenzordnung‹ ist in Anlehnung an Mecheril ›eine im Innenraum von gesellschaftlicher Realität angesiedelte, projizierte und wirkende Macht‹ (Mecheril 2013b) zu verstehen, die Unterscheidungen einführt, ›die das gesellschaftliche Geschehen symbolisch und materiell, diskursiv und außer-diskursiv für Mitglieder von Gesellschaften begreifbar machen‹ (ebd.). Gesellschaftliche Realität und

die eigene Position in ihr wird mit Hilfe von Differenzordnungen erfahren, begriffen und verstanden: »Differenzordnungen strukturieren und konstituieren Erfahrungen, sie normieren und subjektivieren, rufen, historisch aufklärbar, Individuen als Subjekte an« (ebd.). Insbesondere Differenzordnungen, die entlang von Geschlecht, Klasse und ›Nationalität‹, ›Ethnizität‹ und ›Kultur‹ organisiert sind, können in Anlehnung an Mecheril aufgrund ihrer »grundlegenden sozialen, politischen und individuellen Bedeutung als fundamental bezeichnet werden« (ebd.), da es sich bei ihnen um Differenzordnungen handelt, »die biographisch früh strukturierend auf Erfahrungen, Verständnisweisen und Praxisformen wirken« (ebd.). In diesem Sinne sind sie als

»(immer gegebene) Hintergrunderwartungen [zu] verstehen, die auch dann bedeutsam sind und strukturierend wirken, wenn sie nicht explizites Thema sozialer Situationen sind. Die sozialisierende Wirkung grundlegender Ordnungen besteht darin, dass sie Selbstverständnisse praktisch, kognitiv-explizit, aber in erster Linie auch sinnlich-leiblich vermitteln, in denen sich soziale Positionen und Lagerungen spiegeln« (ebd.).

Differenzordnungen sind insofern als »Ordnungen hegemonialer Differenz« (ebd.) zu begreifen: »[I]n ihnen wird folgenreich unterschieden, in ihnen lernt man sich kennen, in ihnen bilden sich Routinen des Körpers, der Sprache, des Denkens aus, die den Platz in einer sicher nicht starren, aber gut gesicherten Reihe von hierarchisch gegliederten Positionen wiedergeben« (ebd.).

Gottuck und Mecheril schlagen vor, gesellschaftlich hegemoniale Differenzordnungen als übersituative Kontexte und damit als »normative, semantische und machtmittelnde Bezugsrahmen sozialer Praxis« (Gottuck/Mecheril 2014, S. 98) zu verstehen. Insofern wurden Differenzordnungen in der vorliegenden Studie als »Vorstrukturierungen und Bahnungen situativer Praxen« (ebd.) gefasst, die ihren Widerhall innerhalb von Mustern der Interaktion finden und hier als »Rahmen [wirken], in dem Gewohnheiten des Denkens und Handelns ermöglicht und nahe gelegt werden« (ebd., S. 100). Dabei wurde darauf geachtet, dass gesellschaftlich hegemoniale Differenzordnungen nicht als situative Praxen determinierende Momente, sondern vielmehr als »Medium *und* Resultat von sozialer Praxis« (ebd., S. 97; Herv. K.S.) verstanden wurden. Denn die mit Differenzordnungen einhergehenden Vorgaben determinieren das individuelle Tun nicht einfach. Diese werden Gottuck und Mecheril folgend vielmehr innerhalb des »individuellen Tun[s] [...] transformiert und über Erfahrungen und durch das Tun angeeignet« (ebd., S. 100). Die

beforschten Personen sind in diesem Sinne nicht als »cultural dopes«² (ebd.) misszuverstehen, sondern als Subjekte, die sich innerhalb ihrer je situierten Praktiken immer auch selbst aktiv in ein »Antwortverhältnis« (ebd.) zu den je situativ relevant gemachten Differenzordnungen setzen. Denn

»[i]m Rahmen dieses Sich-ins-Verhältnis-Setzen der Subjekte zu Differenzordnungen können Zuordnungen und Identifizierungen [...] nicht nur angenommen, sondern auch zurückgewiesen, herausgefordert, transformiert und erweitert werden. Zwischen Ordnungen und Subjekten gilt eine Art Antwortverhältnis, in dem sich Individuen auch aktiv, affirmativ wie kritisch, zu den an sie herangetragenen Differenzkategorien verhalten (können)« (ebd.).

Vor dem Hintergrund dieser methodologischen Perspektiven wurden in der vorliegenden Studie folgende erkenntnisleitende Fragen formuliert:

- Wie werden Differenzen und Differenzverhältnisse innerhalb situierter Praktiken von sozialpädagogischen Fachkräften hergestellt?
- In welchem Antwortverhältnis stehen die Praktiken zu gesellschaftlich relevanten Differenzordnungen?
- Welche Differenzordnungen werden in welcher Art und Weise situativ relevant gemacht und welche Effekte gehen damit einher?

Im Verlauf des Forschungsprozesses wurde dieses anfänglich weit gefasste Erkenntnisinteresse zunehmend konkretisiert: In den analytischen Fokus gerieten Praktiken des ›doing difference‹, innerhalb derer antiziganistische Differenzordnungen aufgegriffen und performativ wiederholt wurden. Diese rekonstruierten Praxen der Unterscheidung wurden als *antiziganistische Stereotypisierungen im situativen Vollzug* theoretisiert und analysiert (vgl. Kap. 3).

2 Gottuck und Mecheril verwenden den Begriff der ›contextual dopes‹ in Anlehnung an den durch Stuart Hall geprägten Begriff »cultural dopes« (vgl. Hall 1998 zit.n. Gottuck/ Mecheril 2014, S. 96). Stuart Hall verneint in der Auseinandersetzung um die Wirkungen von Medieninhalten auf ihre Rezipient:innen, dass Menschen als ›cultural dopes‹ von medialen Einflüssen bestimmt werden: »Consumers are not cultural dopes, but active and critical users of mass culture« (ebd., S. 97). In Anlehnung an diesen Begriff verwenden Gottuck und Mecheril den Begriff der »contextual dopes« (Gottuck/Mecheril 2014, S. 100), um aufzuzeigen, dass Menschen ein Antwortverhältnis zu den kontextuellen Bedingungen ihres historisch-spezifischen Seins entwickeln.

2.2 Die untersuchten Jugendzentren

Dem Erkenntnisinteresse nach situativen Herstellungs- und Ausgestaltungsweisen von gesellschaftlichen Differenzordnungen wurde in dieser Studie im Kontext der Offenen Kinder- und Jugendarbeit nachgegangen. Ethnographisch begleitet und erforscht wurde der sozialpädagogische Alltag zweier Jugendzentren in einer Großstadt in Nordrhein-Westfalen. Während in den Anfängen dieser Studie geplant war, eine sechsmonatige Erhebungsphase in nur einem Jugendzentrum durchzuführen, wurde das Sample vor dem Hintergrund der gemachten Felderfahrungen und der zunehmenden analytischen Fokussierung auf Praktiken antiziganistischer Stereotypisierungen im Verlauf des Forschungsprozesses um ein weiteres Jugendzentrum ergänzt.

Das Jugendzentrum I

Das Jugendzentrum I wurde als eine für diese Studie interessante Einrichtung gewählt, da es mir insbesondere durch seine aktive Öffentlichkeitsarbeit, durch seine organisierten, jugendkulturellen Veranstaltungen (z.B. Theaterauftritte, interkulturelles Café, Benefiz-Festivals) und seine, nach außen vertretene fachpolitische Haltung – ein Sozialpädagoge beschrieb diese Haltung im Vorstellungsgespräch als »Solidarität mit gesellschaftlich Benachteiligten«³ – schon seit längerer Zeit aufgefallen war. Auch auf seiner Homepage präsentiert sich das Jugendzentrum als explizit differenz- und Ungleichheitssensibel: Die Berücksichtigung von ungleichen und v.a. benachteiligenden Faktoren im Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen wird hier als eine zentrale Perspektive der pädagogischen Arbeit hervorgehoben und auch interkulturelle und rassismussensible sowie geschlechter- und genderpädagogische Ansätze werden als zentrale fachliche Orientierungen benannt.

Das Jugendzentrum befindet sich im Stadtzentrum der Großstadt. Es besteht seit mehr als 30 Jahren und ist in kirchlicher Trägerschaft. Vier hauptamtliche Mitarbeiter:innen werden zum Zeitpunkt der ethnographischen Erhebungsphase durch fünf Honorarkräfte sowie viele ehrenamtliche Mitarbeiter:innen unterstützt, die teilweise selbst ehemalige Besucher:innen des Jugendzentrums waren. Es bietet neben dem Offenen Treff auch kostenlose Nachhilfe- und Beratungsangebote, einen wöchentlich stattfindenden Treff für gehörlose Jugendliche, regelmäßig stattfindende Theaterkurse, Möglichkeiten und Räume für kreative Aktivitäten (z.B. Musik, Tanz, Performance, kreatives

³ Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll 51, Jugendzentrum I.

Schreiben, Basteln und Gestalten) sowie sporadisch stattfindende gemeinsame Veranstaltungen, wie etwa Public Viewing, gemeinsamer Kinobesuch und Partys.

Das Jugendzentrum II

Die Entscheidung, dass Jugendzentrum II in das Sample der vorliegenden Studie aufzunehmen, resultierte aus der zunehmenden Fokussierung des ethnographischen Blicks auf antiziganistische Stereotypisierungen und aus der Erwartung, dass innerhalb des Jugendzentrums II derartige Praktiken beobachtbar gemacht werden können. Denn während des Forschungsaufenthaltes im Jugendzentrum I wurde das Jugendzentrum II durch die sozialpädagogischen Fachkräfte häufig als eine Einrichtung repräsentiert, innerhalb derer Rom:nja und Sinti:zze die »Hauptzielgruppe«⁴ bilden würden. Vor dem Hintergrund dieser Markierung wurde das Jugendzentrum II oftmals als eine Art Negativfolie dargestellt, das sich in Bezug auf die pädagogische Haltung, Praxis und Zielvorstellung sowie in Bezug auf die Besucher:innenstruktur vom Jugendzentrum I deutlich unterscheidet. So formulierte etwa eine sozialpädagogische Fachkraft des Jugendzentrums I, dass die Sozialpädagog:innen des Jugendzentrums II »ne ganz andere Pädagogik fahren« würden, die wegen der vermeintlich großen Anzahl an »Roma und Sinti«⁵ in dieser Einrichtung notwendig sei. Solche und ähnliche inhaltlichen Verknüpfungen des Jugendzentrums II mit der Thematik ›Rom:nja und Sinti:zze‹ durch die sozialpädagogischen Fachkräfte des Jugendzentrums I führten dazu, dass ich mich dazu entschied, das Jugendzentrum II in das Sample dieser Studie aufzunehmen.

Das Jugendzentrum II befindet sich in einem Stadtteil, der in dieser Großstadt als der Stadtteil mit der größten Armutsraten und -gefährdung gilt. Seit Jahrzehnten wird hier immer wieder die höchste Arbeitslosenquote, die größte Anzahl von Kindern und Erwachsenen im SGBII-Bezug sowie die höchste Zahl an Ein-Eltern-Haushalten dokumentiert.⁶ Während des Forschungsaufenthaltes wurde diese Marginalisierung und soziale Benachteiligung des

4 In-vivo-Code aus dem Beobachtungsprotokoll 89, Jugendzentrum I.

5 Auszüge aus dem Beobachtungsprotokoll 93, Jugendzentrum I.

6 Im Jahre 2016 wurde von der städtischen Politik die Ausarbeitung eines Entwicklungskonzeptes für diesen Stadtteil beauftragt. Es folgten viele Initiativen und Projekte, doch an den Zahlen hat sich, mit einem Blick in aktuelle Statistiken, bislang wenig verändert. Meine Erhebungsphase fand allerdings zeitlich vor 2016 und den damit einhergehenden Initiativen und Projekten statt.

Stadtteils zwar durch die sozialpädagogischen Fachkräfte immer wieder relevant gemacht, jedoch selten als Resultat einer verfehlten und misslungenen Stadt- und Stadtteilpolitik thematisiert, sondern vor allem als eine Herausforderung für das pädagogische Handeln mit einer »besonderen Zielgruppe«⁷ markiert. Diese wurde wiederkehrend homogenisierend und stereotypisierend als »arm«, »kriminell«, »bildungsfern«⁸ und als »echt anders tickend«⁹ repräsentiert.

Auch das Jugendzentrum II ist in kirchlicher Trägerschaft. Es hatte in der Zeit des ethnographischen Forschungsaufenthaltes kein ausgearbeitetes Konzept vorliegen. Die pädagogische Arbeit wurde mir durch die sozialpädagogischen Fachkräfte jedoch wiederkehrend als »Brennpunkt-Pädagogik«¹⁰ und als eine »Art Feuerwehr« beschrieben, deren Wirkung, wie es eine Sozialpädagogin eines Tages darstellte, nur ein »Tropfen auf dem heißen Stein«¹¹ sei.

Im Jugendzentrum II finden regelmäßig unterschiedliche Angebote für Jugendliche und Kinder, wie etwa Kochkurse, Tischtennis- und Kickerturniere, Nachhilfe und Bewerbungstrainings, statt. Wie in vielen Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit üblich, ist auch in diesem Jugendzentrum der Kinder- und der Jugendbereich stark voneinander getrennt und zwar sowohl architektonisch (im oberen Stockwerk hielten sich die Jugendlichen auf, im unteren die Kinder) als auch durch bestimmte Nutzungsregeln: So dürfen die Jugendlichen den Kinderbereich und die Kinder den Jugendbereich nur in Ausnahmefällen und mit Genehmigung betreten. Auch die Zuständigkeiten des Personals werden entlang dieser beiden Bereiche voneinander separiert: Zwischen den Mitarbeiter:innen des einen und des anderen Bereiches gab es während des Forschungsaufenthaltes keine durch mich wahrgenommenen Kommunikationen, wie etwa gemeinsame Teamsitzungen oder einen anderweitigen Austausch.

Da es im Jugendzentrum I keinen Kinderbereich gab, wurde das empirische Material im Jugendzentrum II ausschließlich im Jugendbereich erhoben. Während der Erhebungsphase waren hier drei hauptamtliche sozialpädagogische Fachkräfte tätig. Neben dem Offenen Treff arbeitete ein Mitarbeiter in

7 In-vivo-Codes aus dem Beobachtungsprotokoll 210, Jugendzentrum II.

8 In-vivo-Codes aus dem Beobachtungsprotokoll 210, Jugendzentrum II.

9 In-vivo-Code aus dem Beobachtungsprotokoll 224, Jugendzentrum II.

10 In-vivo-Code aus dem Beobachtungsprotokoll 230, Jugendzentrum II.

11 In-vivo-Codes aus dem Beobachtungsprotokoll 211, Jugendzentrum II.

der aufsuchenden Jugendsozialarbeit. Diesen Rundgängen durch den Stadtteil schloss ich mich während der Erhebungsphase öfter an.

In beiden Jugendzentren erstreckte sich der Feldaufenthalt über einen Zeitraum von insgesamt 15 Wochen.¹² An jeweils 3 bis 4 Tagen pro Woche wurde für jeweils 3 bis 7 Stunden anwesend beobachtet.

2.3 Teilnehmend beobachten

Die vorliegende Studie gründet auf ethnographischen Erkenntnissen, die vorrangig teilnehmend beobachtend generiert wurden. Der gesamte Materialkorporus beinhaltet neben den erstellten Beobachtungsprotokollen auch zehn transkribierte ethnographische Gespräche, acht Transkripte von Teamsitzungen sowie diverse Dokumente, die im Verlauf der Forschungsaufenthalte gesammelt bzw. von den sozialpädagogischen Fachkräften ausgehändigt wurden, etwa das Konzept des Jugendzentrums I, Positionierungspapiere sowie Flyer und Veranstaltungsankündigungen. Die teilnehmende Beobachtung bildete während der Forschungsaufenthalte jedoch das Zentrum der Ethnographie und die zentrale Strategie der Materialgewinnung. Im Folgenden wird daher auf die teilnehmende Beobachtung vertiefend eingegangen.

2.3.1 Die Teilnehmende Beobachtung – Einführung in die Methode

Ethnographisches Forschen zeichnet sich durch eine weitgehende »methodische Freiheit« (Amann/Hirschauer 1997, S. 17) aus: »Statt eines kontrolliert selektiven ›Instruments‹ erzeugen Forscherpersonen ihre Selektionsbedingungen und Selektionen in Eigenarbeit und in Abhängigkeit von ihren Erfahrungen« (ebd.) innerhalb des Untersuchungsfeldes. Im Mittelpunkt steht dabei die teilnehmende Beobachtung, die »die soziale Form« (Breidenstein et al. 2020, S. 38) stiftet, »in der alle möglichen Daten erst gewonnen werden können« (ebd.).

In Anlehnung an Breidenstein et al. umfasst die teilnehmende Beobachtung »zunächst alle Formen der Wahrnehmung unter Bedingungen der Ko-Präsenz: also alle Sinneswahrnehmungen, die sich per Teilnahme erschließen« (Breidenstein et al. 2020, S. 83). Beobachtung lässt sich in diesem

¹² Im Jugendzentrum I wurde vom 10.09.2012-21.12.2012, im Jugendzentrum II vom 01.07.-13.10.2013 ethnographisch geforscht.

Sinne als »die Nutzung der kompletten Körpersensorik des Forschenden« (ebd.) beschreiben. Es geht um »das Riechen, Sehen, Hören und Er tasten sozialer Praxis« (ebd.). Das teilnehmende Beobachten ist folglich als ein körperlich-leiblich gebundenes »Erfahrung-Machen« (Amann/Hirschauer 1997, S. 26) zu verstehen (vgl. u.a. Blumenthal 2017; Berg/Fuchs 1993; Ricken/Reh 2014), innerhalb dessen ein »Wissen aus eigener und erster Hand« (Amann/Hirschauer 1997, S. 21), ein Wissen, dass aus »Notierung[en] des Erblickten, des Gehörten, des ›am eigenen Leib‹ Erfahrenen« (ebd., S. 27) generiert wird. Neben dieser körperlich-leiblichen Standortgebundenheit ist mit der teilnehmenden Beobachtung auch der »soziale Sinn der Forscherin, ihre Fähigkeit zu verstehen, zu fokussieren, sich vertraut zu machen« (ebd., Herv. i.O.) angesprochen. Die teilnehmende Beobachtung basiert auf den sozialen Beziehungen zwischen den forschenden und den zu untersuchenden Personen. Dabei ist die Forscherin dazu angehalten, ihre Forschungspraxis flexibel und gegenstandsangemessen sowie anpassend-justierend an den Bedingungen und an den Verhaltensweisen des Untersuchungsfeldes auszurichten, mit dem methodischen Ziel, ein Teil des sozialen Geschehens zu werden. Amann und Hirschauer sprechen in diesem Sinne von einer angestrebten »partiellen Hybridrisierung von Forschungssubjekt und -objekt auf beiden Seiten« (Amann/Hirschauer 1997, S. 26).

Das Beobachten der ›eigenen Kultur‹ umfasst neben diesen Versuchen der ›Einsozialisation‹ der Forschenden in das Untersuchungsfeld, immer auch Strategien der »Erneuerung des Befremdens« (ebd., S. 27). So betonen Amann und Hirschauer, dass das »extensive ›dabei sein‹ und die gewünschten ›Vermischungen‹ [...] nur eine Seite der teilnehmenden Beobachtung« (ebd.) darstellen. Die »partielle Enkulturation« (ebd.) wird den Autoren zu folge von Distanzierungsschritten bereits während der Datengewinnung begleitet, durch die das Erfahrung-Machen methodisiert und eine »Selbstorganisation von Erfahrung« (ebd.) ermöglicht wird. Methodisiert wird die ethnographische Erfahrung Amann und Hirschauer folgend u.a. durch eine »parasitäre Grundhaltung gegenüber dem Feld und seinen Akteuren« (ebd.), in der dem Begriff der ›Entdeckung‹ eine zentrale Bedeutung zukommt. ›Entdecken‹ meint hier eine beobachter:innenrelative Forschungshaltung, die als eine »forschungsleitende Fiktion« (ebd., S. 9) praktiziert wird: »Gesucht wird stets nach Möglichkeiten, die eigenen Selektionen bis auf weiteres für das Unerwartete offen und begriffliche Festlegungen für das Überraschende reversibel zu halten« (ebd., S. 21). Amann und Hirschauer bezeichnen den ethnographischen Blick in diesem Sinne als eine Betrachtungsweise, die mit

einer »Affinität zum Kuriosen« (ebd., S. 9) einhergeht. Das Kuriose wird dabei nicht als eine Eigenschaft der beforschten Handlungsfelder, sondern als eine Eigenschaft des ethnographischen Blicks betont. Diese Eigenschaft des Blicks besteht darin, »alle möglichen Gegenstände ›kurios‹, also zum Objekt einer ebenso empirischen wie theoretischen Neugier zu machen« (ebd., S. 9), in der die »gewöhnlichste[n] Ereignisse und Felder« (ebd., S. 9) zu »soziologischen Phänomenen« (ebd.) erklärt werden. Diese verobjektivierende Haltung wird innerhalb der teilnehmenden Beobachtung noch dadurch verstärkt, dass die Aufmerksamkeitsrichtung aktiv auf irritierende und verunsichernde, überraschende und unerwartete Momente gelenkt wird. Kommt die »soziologische Phantasie« (ebd.) dennoch zu dem Glauben, sie hätte ein ›Phänomen‹ verstanden« (ebd., S. 29), gilt es Amann und Hirschauer folgend, eine aktive Suche nach Verstörungen zu praktizieren, um sich dann »noch mehr zu wundern« (ebd., S. 29) und damit die »Befremdung kontinuierlich zu erneuern« (ebd.; vgl. auch Bereswill/Rieker 2009).

Mittels dieser forscherschen Haltung wird angestrebt, eine analytische Distanz zu der, auch durch die Forschenden, mitgestaltete und erfahrene »Gelebtheit kultureller Ordnungen« (Amann/Hirschauer 1997, S. 21) zu errichten. Es geht dabei um eine »reflexive Distanzierung von gelebter Praxis mit begrifflichen oder empirischen Mitteln« (ebd., S. 27). Innerhalb dieses Prozesses nehmen auch Selbstbeobachtungen der Forscher:innen eine zentrale Rolle ein (vgl. Ricken/Reh 2014), in der das eigene Erleben methodisch zu distanzieren versucht wird (vgl. Breidenstein et al. 2020, S. 83f): »In ihren Selbstbeobachtungen befragen sich Ethnograf:nen, auf welche Weise sie etwas beobachten und welche Alternativen (noch) möglich wären. Selbstbeobachtungen erwachsen aus den Verschriftlichungsanforderungen ethnografischer Forschung und eröffnen einen Reflexionsraum, der es erlaubt, Felderfahrungen aktiv zu modulieren, Situationen quer zu den vordergründigen Relevanzen der Akteure zu lesen und scheinbar Abseitiges ins Zentrum der Beobachtung zu rücken« (Breidenstein et al. 2020, S. 83f).

Für den Prozess analytischer Distanzierung schlagen Amann und Hirschauer verschiedene Strategien vor. Als eine zentrale Voraussetzung für den analytischen Distanzierungsprozess betonen sie die »Etablierung einer für das Feld akzeptablen Beobachterrolle, die von Handlungszwängen entlastet und für Beobachtung, Selbstbeobachtung und Aufzeichnung freistellt« (Amann/Hirschauer 1997, S. 27). Die Feldnotizen sowie die darauf aufbauenden Beobachtungsprotokolle werden als ein weiteres Mittel der Distanzierung hervorgehoben. So beginnt den Autoren zufolge mit der

Vertextlichung der gemachten Erfahrung »auch die analytische Arbeit des Ethnographen« (ebd., S. 28), im Sinne eines »Explikationszwang[s]« (ebd.), durch den wortweise festgestellt wird, »was es ist das hier gerade geschieht« (ebd.). Amann und Hirschauer betonen zugleich eine »rhythmische Unterbrechung der Präsenz im Forschungsfeld« (ebd.), in der die protokollierten Erfahrungen theoretischen Übersetzungs- und Vermittlungsversuchen unterzogen und damit anschlussfähig an (inter-)disziplinäre Diskurse gemacht sowie kollektiv, d.h. etwa mit Kolleg:innen und/oder in Forschungswerkstätten, bearbeitet und interpretiert werden. Durch den Anschluss an den disziplinären Diskurs werden »begriffliche Verfremdungsmittel bereit[gestellt]« (ebd.), die im Untersuchungsfeld als »geschärzte Linsen« (ebd., S. 39) eingesetzt werden können.

2.3.2 Teilnehmend Beobachten – die konkrete Forschungspraxis

Die Forschungsaufenthalte in den Jugendzentren erstreckten sich jeweils über einen Zeitraum von mehr als 15 Wochen. In den ersten vier Wochen wurde versucht, die analytische Aufmerksamkeitsrichtung möglichst breit und offen zu halten. In dieser Zeit ging es vorrangig darum, eine Forscher:innenbeziehung zu den Akteur:innen zu erarbeiten, den Alltag im Jugendzentrum kennenzulernen, sich in die gelebte Praxis des Offenen Treffs zu involvieren und mit der Forschungspraxis der teilnehmenden Beobachtung vertraut zu werden. Nach diesen vier Wochen wurden die Forschungsaufenthalte für eine dreiwöchige Systematisierungs- und Reflexionsphase (vgl. Amann/Hirschauer 1997, S. 28) unterbrochen, um daran anschließend den Forschungsaufenthalt für weitere acht Wochen inhaltlich fokussierter fortzusetzen.

Da die Etablierung einer angemessenen Forscher:innenbeziehung innerhalb der methodologischen Debatten als zentral für einen erfolgreichen Forschungsverlauf betont wird (vgl. u.a. Amann/Hirschauer 1997; Breidenstein et al. 2020; Bühler-Niederberger 2010; Cloos et al. 2009; Cohn 2014; Friebertshäuser/Panagiotopoulou 2010; Lüders 2009; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014), entschied ich mich dazu, meine Rolle als Forscherin und meine Forschungspraxis von Beginn an sehr offen und weitgehend transparent zu gestalten. So wurde die teilnehmende Beobachtung für die Teilnehmer:innen sichtbar praktiziert und ich erläuterte immer wieder, wie ich arbeite und warum ich in dieser Weise forsche (Warum mache ich Notizen? Warum beobachte ich? Warum nehme ich teil, beobachte folglich nicht primär?). Ich kommunizierte auch Herausforderungen während des Beobachtens: »Das geht hier alles so schnell!

Ich komm gar nicht mit dem Schreiben hinterher«, rufe ich Jochen¹³ lachend zu. »Dann schreib schneller«, lacht er zurück.¹⁴ Ich kommunizierte auch Unsicherheiten, etwa in Bezug auf meine Beobachterinposition im Raum oder über meine Rolle als Beobachterin. Durch diese transparenten Kommunikationen mit den Akteur:innen im Untersuchungsfeld wurde sowohl für die sozialpädagogischen Fachkräfte, die Jugendlichen als auch für mich recht schnell meine Rolle und meine Aufgaben innerhalb des Jugendzentrums verständlich. Diese Kommunikation ermöglichte des Weiteren, die Art und Weise der Ausgestaltung der Forscherinrolle gemeinsam auszuhandeln (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 59ff):

Farhad, ein Besucher des Jugendzentrums I, kommt auf mich zu. Er setzt sich neben mich auf die Couch und sagt, dass Steffen beim Billardspielen schummelt. Bevor ich antworten kann ruft Jacqueline Farhad zu, dass ich »kein Pädagoge« bin und Farhad antwortet darauf: »Ich weiß. Wollt's mal versuchen«¹⁵.

Ich habe mich öfter von pädagogischen Verantwortlichkeiten freigesprochen und immer wieder betont, insbesondere vor den Jugendlichen, dass ich hier nicht die Rolle einer sozialpädagogischen Fachkraft einnehme. Diese privilegierte und vom Handlungsdruck des Feldes entlastete Position wurde mir auch durch die sozialpädagogischen Fachkräfte gewährt. Von Vorteil war dabei sicher auch, dass die Mitarbeiter:innen, insbesondere des Jugendzentrums I, bereits in der Vergangenheit mehrfache Erfahrungen mit forschenden Personen innerhalb ihrer Einrichtung und auch mit ethnographisch durchgeführten Forschungsprojekten gemacht haben. Das Jugendzentrum I kooperierte bereits mehrfach mit Universitäten, Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungsinstituten.

Die Anwesenheit von Ethnograph:innen verändert zwangsläufig das soziale Geschehen, verändert »mitunter die Handlungen oder das Handlungsrepertoire derjenigen, die zuvor schon präsent waren« (vgl. Breidenstein et al. 2020, S. 42). Amann und Hirschauer sprechen in diesem Sinne von einer »ins Untersuchungsfeld eingebrachten ›Störung‹« (Amann/Hirschauer 1997, S. 25). Meine Kopräsenz als ›Störung‹ wurde von den sozialpädagogischen Fachkräften und

13 Im Prozess der Anonymisierung wurden alle Namen, Daten und Orte in einer Weise verändert, die keine Rückschlüsse auf die an der Forschung beteiligten Personen und Jugendzentren möglich macht.

14 Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll 62, Jugendzentrum I.

15 Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll 75, Jugendzentrum I.

mir vor allem durch die Rollenzuschreibung und -annahme als ›Lernende‹ bearbeitet (vgl. Cohn 2014, S. 84). So kam etwa ein Mitarbeiter eines Tages auf mich zu und sagte: »So, ich erklär dir jetzt mal, wie wir Offene Kinder- und Jugendarbeit machen.« »Gerne, kann ich das aufnehmen«, frage ich.¹⁶ In einem anderen Beobachtungsprotokoll beschreibe ich, wie Barbara mit einem Fotoalbum zu mir an die Theke kommt und sagt: »Ich zeig dir mal, mit wem wir es hier zu tun haben«. In dem Fotoalbum waren Fotos von ehemaligen und aktuellen Besucher:innen des Jugendzentrums eingeklebt: »Damit du einen Eindruck erhältst«, sagt sie.¹⁷ Die Adressierungen durch die sozialpädagogischen Fachkräfte bestanden vor allem in den ersten Wochen der Forschungsaufenthalte vorrangig im Zeigen, Erklären, Legitimieren und Darstellen der Jugendzentren, ihrer Rolle als Pädagog:innen sowie des situativen Geschehens. Relativ wenig erwarteten sie fachliche Positionierungen von mir. Ich nahm diese Adressierungen überwiegend an und praktizierte, selbst Sozialpädagogin, zum Teil eine »Attitüde der künstlichen Dummheit« (vgl. Hitzler 1986). Die Annahme der Rolle als ›Lernende‹ und meine damit einhergehende fachliche Zurückhaltung eröffneten einen Kommunikations- und Handlungsräum, in dem sich die sozialpädagogischen Fachkräfte als ›Erfahrene‹ und ›Expert:innen‹ repräsentieren und mir ihr ›Insider‹-Wissen, ihre Interpretationen und ihre Sichtweisen auf die Jugendlichen offen darstellen konnten. Zugleich wurde durch diese Rolle ein Freiraum für mich eröffnet, um naiv anmutende Fragen zu stellen, mir soziale Geschehnisse, wie etwa sozialpädagogische Interventionen und Interaktionen, erklären zu lassen und zu experimentieren, in dem ich etwa verschiedene Formen der Teilnahme ausprobierte.

Als ein »tastende[s]« (Amann/Hirschauer 1997, S. 20) und explorativ offenes Vorgehen gründet die teilnehmende Beobachtung auf der eigenen Erarbeitung von Selektionen und Selektionsbedingungen (vgl. ebd., S. 17). Es stellt sich hier die Frage, »[w]as soll von wo aus und wie beobachtet werden?« (Breidenstein et al. 2020, S. 84). Im Verlauf des Forschungsprozesses wechselte ich kontinuierlich zwischen verschiedenen Beobachtungsorten sowohl innerhalb als auch außerhalb der Jugendzentren. Ich fokussierte abwechselnd die einzelnen sozialpädagogischen Fachkräfte, ihre Interaktionen mit Jugendlichen, begleitete sie den gesamten Tag (»Ich häng mich heute mal an deinen Rockzipfel, okay?«¹⁸) und variierte meine Beobachterinrolle

16 Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll 69, Jugendzentrum I.

17 Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll 203, Jugendzentrum II.

18 Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll 208, Jugendzentrum II.

situationsangemessen zwischen Teilnahme und Distanznahme. Durch diese Variationen gelang es mir unterschiedliche Beobachterinnenperspektiven einzunehmen, auszuprobieren und je nach den situativen Erfordernissen anzupassen. Die Begleitungen der sozialpädagogischen Fachkräfte durch ihren Tag ermöglichen wiederkehrende Regelmäßigkeiten im Tagesablauf als auch ›Wiederkehrendes‹ bzw. ›Modifikationen‹ innerhalb der beobachteten sozialen Praktiken aufzuspüren, festzuhalten und damit, die Beobachtungen zu intensivieren (vgl. ebd., S. 88ff).

Neben den teilnehmenden Beobachtungen, die vorrangig mittels Zettel und Stift dokumentiert wurden, erwiesen sich Audioaufzeichnungen von Situationen, ethnographischen Gesprächen und Teamsitzungen als eine produktive Erweiterung des beobachtenden Zugangs. Dies war besonders hilfreich, um die genauen Worte sowie sprachlichen Ausdrucksweisen erfassen zu können (vgl. ebd., S. 99ff) und während der Beobachtungen den Aufmerksamkeitsfokus auf stumme körperlich-leibliche Praktiken, wie etwa Gesten und Mimiken, zu lenken. Die Aufzeichnungen wurden während der Erarbeitung der Beobachtungsprotokolle wiederholt abgehört und dazu genutzt, die Protokolle der Beobachtungen zu verdichten.

Während der Feldaufenthalte wurden auch ethnographische Interviews als Spontaninterviews durchgeführt. Diese Interviews kamen dann zustande, wenn sich ein für mich relevanter Anlass bot und die Akteur:innen auf Nachfrage zu einem solchen Kurzinterview bereit waren. In diesen Spontaninterviews wurden spezifische Situationen nachträglich kontextualisiert und reflektiert. Ab und an kamen auch die Sozialpädagog:innen auf mich zu und wollten mir etwas erklären und ihre Sichtweisen auf bestimmte Ereignisse schildern. Diese ethnographischen Spontaninterviews wurden aufgenommen, ebenso wie die regelmäßig stattfindenden Teamsitzungen. Die Aufzeichnungen wurden detailliert transkribiert, so dass auch Gesprächspausen, Stotterer und Zögerungslaute (wie ›äh‹ und ›ähm‹) dokumentiert wurden. Diese detaillierten Transkriptionen ermöglichen die ›besonderen sprachlichen Performativität[en]‹ (Cloos et al. 2009, S. 42) erfassen zu können. Außerdem dienten die Transkriptionen der Kontextualisierung von beobachteten Geschehnissen. Bestimmte Situationen wurden innerhalb der Gespräche und Teamsitzungen aufgegriffen, durch die sozialpädagogischen Fachkräfte nachträglich reflektiert und in einen Zusammenhang mit vor-gängigen Geschehnissen gestellt. Auch dieses Sprechen über die beobachtete Situation ermöglichte, die Beobachtungsprotokolle mit Zusatzinformationen zu verdichten (vgl. u.a. Breidenstein et al. 2020; Cloos et al. 2009).

2.3.3 Laufende Vertextlichungen: Das (Be-)Schreiben von Beobachtungen

Neben dem Teilnehmen und Beobachten ist das ethnographische Schreiben als eine konstitutive Praxis des Forschungsprozesses zu verstehen: »[K]onstitutiv ist das Schreiben für die Ethnographie wegen des Umstands, daß nicht nur die Datenanalyse, sondern schon die Datengewinnung im Fall von Beobachtungen wesentlich aus Schreibakten besteht« (Amann/Hirschauer 1997, S. 30). Das Beobachten ist folglich nicht ausschließlich als ein Wahrnehmungsprozess zu verstehen,

»sondern, wenn es um die Sedimentierung *anschlußfähiger* Operationen geht, vor allem [als] ein Schreibprozeß. Beobachtungen werden nicht einfach als Erlebnisakkumulationen sozialwissenschaftlich relevant, sondern als *Protokolle*, die weiterverarbeitet werden, und als *dichte Beschreibungen*, die ›weitererleben‹ lassen können« (ebd., S. 30; Herv. i.O.).

Neben den Feldnotizen und den darauf aufbauenden Beobachtungsprotokollen bestand die Schreibpraxis dieser Ethnographie in einem kontinuierlichen Führen von Forschungstagebüchern sowie in dem Anfertigen von »Analytical Notes« (Glaser/Strauss 1967 zit.n. ebd., S. 28) und Memos. Aufgrund dieser unterschiedlichen textuellen Genres gestaltete sich die Ethnographie als eine »vielschichtige Schreibpraxis« (Amann/Hirschauer 1997, S. 29), die den gesamten Forschungsprozess durchzog.

Während der Anwesenheit in den Untersuchungsfeldern wurde das beobachtete Geschehen vorrangig in Form von Beobachtungsnotizen festgehalten. In den Feldnotizen wurden die Eckpunkte des allgemeinen Verlaufs der beobachteten Situation festgehalten. Dabei wurde zugleich auf für mich überraschende und irritierende Momente innerhalb des beobachteten Geschehens fokussiert (vgl. Amann/Hirschauer 1997, S. 21), die möglichst detailgetreu zu skizzieren versucht wurden, etwa durch das Festhalten von wörtlichen Äußerungen der Beteiligten und/oder eine für mich auffällig erscheinende Gestik und Mimik. Im Verlauf dieser Schreibpraxis wurde schnell die Herausforderung deutlich, die Barbara Friebertshäuser und Argyro Panagiotopoulou in folgenden Worten beschreiben: »Bereits in der Beobachtungssituation wird rasch klar, dass nicht alle Aspekte des Geschehens erfasst werden können, niemand kann einen vollständigen Bericht über eine soziale Situation anfertigen« (Friebertshäuser/Panagiotopoulou 2010, S. 313). Es war insbesondere während der Beobachtung von länger andauernden Handlungsvollzügen herausfordernd, si-

tuativ zu entscheiden, wann sich der Blick und die Aufmerksamkeit von den Akteur:innen und ihren Praktiken entfernt und auf das Schreiben und Festhalten gerichtet wird (vgl. u.a. Kuhn 2013, S. 33). Das unbefriedigende Gefühl, beim Beobachten ›Dinge zu verpassen‹ bzw. vermeintlich ›nicht vollständig mitzubekommen, begleitete diese Schreibpraxis.¹⁹

Die Verschriftlichung des Beobachteten ist als ein selektiver, perspektivischer und interpretativer ›Mitschnitt‹ zu verstehen (vgl. u.a. Breidenstein et al. 2020, S. 119f), mit dem bereits »die analytische Arbeit des Ethnographen [beginnt]« (Amann/Hirschauer 1997, S. 28). Denn die Erstellung von Feldnotizen wird von einem »Explikationszwang« (ebd.) begleitet, d.h. es muss situativ und »wortweise fest[ge]stell[t werden], was es ist das hier gerade geschieht« (ebd.). Durch das schreibende Beobachten werden Geschehnisse und Erfahrungen sowie die beobachteten Phänomene, »die noch gar nicht in sprachlicher Form vorliegen« (Breidenstein et al. 2020, S. 40), in Sprache überführt, folglich erst zur Sprache gebracht (vgl. Hirschauer 2001). Amann und Hirschauer verstehen das Erstellen der Feldnotizen in diesem Sinne als einen »selektiven Akt des Zur-Sprache-Bringens von Erfahrung, der zugleich eine Verschriftlichung (oder: Codierung) von Phänomenen ist, die zuvor keine Texte waren« (Amann/Hirschauer 1997, S. 30). Erst durch »*Sinnstiftungen des Autors*« (ebd., S. 31; Herv. i.O.), wie etwa die Bezeichnung einer Aktivität oder die Sequenzierung von Ereignissen, machen aus beschriebenen Beobachtungen, Ereignissen oder Erlebnissen ethnographische Daten, die selbst zum Gegenstand und Ausgangspunkt weiterer Erfahrungen gemacht werden können. Insbesondere für die Verschriftlichung von sozialen Praktiken, die »unterhalb der Schwelle der Sprache« (Breidenstein et al. 2020, S. 40) vollzogen wurden, also nicht verbalisierbare, sondern habitualisierte, stimm- und sprachlose Praktiken, verlangten hier eine besondere Aufmerksamkeit und das Einüben einer Sprache ihrer Beschreibung. Hilfreich waren hierbei begleitende Audioaufnahmen, die ermöglichten, die Aufmerksamkeit auf eben

19 Breidenstein et al. weisen in diesem Sinne darauf hin, dass sich die Praxis des Notierens »grundsätzlich in einer gewissen Konkurrenz zu den zwei anderen Anforderungen der Feldforschung [befindet]: der Teilnahme und der Beobachtung. Wer schreibt, kann aktuelle Szenen nicht weiterverfolgen und ist als Interaktionspartner untauglich« (Breidenstein et al. 2020, S. 102). Über das Timing des Schreibens sind laufende Kompromisse zu machen und es sollte darauf geachtet werden, dass »der Erlebnisreichtum des Feldes [nicht] eine konstante Versuchung darstellt, Schreibphasen hinauszuzögern, um nichts zu verpassen. Dies wird [...] zwangsläufig zu schlechter Datenqualität führen« (ebd.).

jene stummen Aktivitäten lenken zu können und sprachliche Übersetzungen zu finden (vgl. ebd., S. 110f).²⁰

Die Feldnotizen wurden am selben Beobachtungstag zu ausführlichen und entsprechend umfangreichen Beobachtungsprotokollen verdichtet.²¹ Während die Feldnotizen im Zuge der teilnehmenden Beobachtung vor allem als flüchtig »hingeworfene« (Breidenstein et al. 2020, S. 112) Gedächtnissstützen realisiert wurden, gestaltete sich die Erarbeitung der Beobachtungsprotokolle zeitintensiv. Sie wurden als »kompositorisch-interpretative Verdichtung[en]« (Amann/Hirschauer 1997, S. 35) angefertigt, in denen »Protokollnotizen, Sinnesindrücke und situative Assoziationen« (ebd.) sowie kontextualisierende Ausschnitte aus den transkribierten Teamsitzungen und ethnographischen Spontaninterviews miteinander zu Beobachtungsprotokollen komponiert wurden. Bei diesen Kompositionen von Szenen ging es nicht darum, ein vermeintlich authentisches »Abbild« zu erarbeiten, sondern eine leser:innen-bezogene Nachvollziehbarkeit des beschriebenen Geschehens zu gewährleisten, einen »valide[n] Report« (Amann/Hirschauer 1997, S. 34) zu erarbeiten, der für die weitere Theoretisierungs- und Übersetzungsarbeit funktioniert sowie eine »intelligible Geschichte« (ebd.) zu verfassen, die die Leser:innen »an Erfahrungen teilhaben« (ebd.) lässt. Diese disziplinäre und »adressatenbezogene Vermittlungsarbeit« (ebd., S. 35) wurde von der Herausforderung

20 Breidenstein et al. betonen, dass eine zentrale Herausforderung ethnographischen Forschens, im Gegensatz zu Interviews und Gruppendiskussionen, darin besteht, »Nichtsprachliches zu versprachlichen« (Breidenstein et al. 2020, S. 111): »In Interviews und Gruppendiskussionen erheben wir Darstellungen immer schon im Medium der Sprache, bei Dokumentenerhebungen und Gesprächsanalysen ebenfalls. [...] Ein Beobachter hat dagegen zuerst einmal eine Übersetzung in das Medium der Sprache vorzunehmen. Viele Beobachtungsgegenstände sind eben stumm: nonverbales Verhalten, Architektur, Kleidungscodes, aber auch Unaussprechliches (Tabus) und vor allem implizites, praktisches Wissen, das die Teilnehmer haben, ohne dass sie es ohne Weiteres verbalisieren könnten« (ebd., S. 110f). Die Autoren sprechen in diesem Sinne von einem »Übersetzungsproblem« (ebd., S. 110) und von einem »multiplen Übersetzungsprozess« (ebd., S. 111), der innerhalb des ethnographischen Schreibens vollzogen wird.

21 »Wenn man solche ersten Notizen nicht schnell überträgt, werden sie bald zu unergründlichen Geheimnissen« (Jahoda et al. zit.n. Frieberthäuser/Panagiotopoulou 2010, S. 313), schreiben Marie Jahoda, Morton Deutsch und Stuart W. Cook. Sie beschreiben mit diesem Satz Forschungserfahrungen, die ich insbesondere während der ersten Tage meiner Feldaufenthalte teilte. Vor diesem Hintergrund wurden im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses unmittelbar nach der Beobachtung Protokolle angefertigt, die in anschließenden Bearbeitungen zu Szenen verdichtet wurden.

begleitet, »dicht am naiv Erlebten entlang zu formulieren, mit einem Begriff einen Eindruck [...] zu ‚treffen‘ [und] genau so viele Details zu verdichten, daß eine Beschreibung weder paraphrasisch leer noch interpretativ überzogen ist« (ebd., S. 35). Amann und Hirschauer beschreiben die Erarbeitung von Protokollen als ein »Unterfangen der Simulation von Erfahrung[en]« (ebd.). In diesem Sinne habe ich mich immer wieder auch als Teilnehmerin und aktive Gestalterin des beobachteten Geschehens in die Beobachtungsprotokolle hineingeschrieben, folglich meine verbalen und non-verbalen Äußerungen, meine Sinneseindrücke und Gefühle innerhalb der jeweiligen Situation protokollierend zur Sprache gebracht (vgl. u.a. Friebertshäuser/Panagiotopoulou 2010, S. 313).

Neben den Feldnotizen und den Beobachtungsprotokollen wurde während des gesamten Forschungsprozess in den Forschungstagebüchern selbstreflexiv festgehalten, was mich im Verlauf des Forschungsaufenthaltes als auch innerhalb der Interpretations- und Theoretisierungsarbeit bewegte (ebd., S. 314). Ich verschriftlichte in den Forschungstagebüchern u.a. meine praktizierte »Wahrnehmungswahrnehmung« (Ricken/Reh 2014, S. 39), die »darauf ziel[t], das Wahrnehmen selbst [...] wahrzunehmen« (ebd., S. 40) und analysierte meine Erfahrungen, mein Notiertes, Interpretiertes und Analysiertes als ein durch mich performativ hervorgebrachtes »Erscheinendes« (ebd., S. 38).

2.4 Der Prozess der Analyse: Interpretations- und Theoretisierungsarbeit

Neben den Feldaufenthalten wurden in dieser Studie insgesamt vier intensive Analysephasen durchgeführt, mittels derer die Feldaufenthalte entweder unterbrochen oder beendet wurden. Innerhalb dieser mehrwöchigen bzw. mehrmonatigen Analysephasen wurde das gewonnene Material systematisiert, thematisch aufgebrochen, interpretiert, theoretisiert und die Beobachtungs- und Schreibpraxis reflektiert.

Sowohl im Jugendzentrum I als auch im Jugendzentrum II wurde nach einem vierwöchig und explorativ offen angelegten Forschungsaufenthalt eine dreiwöchige Unterbrechung eingelegt. Während dieser Zeit stand vor allem die chronologische Systematisierung des bisher erhobenen Materials, Beobachtungen von und Reflexionen über meine Beobachtungs- und Schreibpraxis sowie eine anfängliche Auswahl von analytischen Themen im Fokus des Inter-

esses. Diese »analytische[n] Pause[n]« (Breidenstein et al. 2020, S. 125) und damit einhergehenden analytischen »Vergewisserung[en]« (ebd., S. 130) machten es möglich, die darauffolgenden achtwöchigen Feldaufenthalte inhaltlich fokussierter und mit einem sensibilisierteren Blick für bestimmte Situationen, Abläufe und Personen auszustalten. Beide Feldaufenthalte wurden durch eine mehrmonatige Interpretations- und Theoretisierungsphase beendet.

Die Feldaufenthalte, die dieser Studie zugrunde liegen, lassen sich mit Breidenstein et al. als ein permanenter »Wechsel zwischen Feld und Schreibtisch« (ebd., S. 125), zwischen teilnehmenden Beobachtungen und der Erarbeitung von Protokollen beschreiben, der von einer kontinuierlichen, theoretischen Arbeit begleitet wurde (vgl. ebd., S. 135). Während der Forschungsaufenthalte wurden diejenigen Tage, in denen ich nicht innerhalb der Jugendzentren anwesend war (in beiden Jugendzentren: ein bis zwei Tage pro Woche), für wissenschaftliche Literaturrecherchen zu bestimmten protokollierten Phänomenen genutzt. So arbeitete ich mich etwa während des achtwöchigen Forschungsaufenthaltes im Jugendzentrum I bereits in theoretische Auseinandersetzungen über den Antiziganismus ein und nutzte diese Theoriearbeit für weitere Sensibilisierungen meines ethnographischen Blicks im Feld sowie für die Erarbeitung von analytischen Notizen in Bezug auf das erhobene Material.

Der Prozess der Identifikation, Konturierung und Auswahl von analytischen Themen gilt als eine Tätigkeit, die den gesamten ethnographischen Forschungsprozess durchzieht (vgl. u.a. Breidenstein et al. 2020, S. 134ff) und sich nicht generalisierend auf voneinander isolierte Phasen der Erhebung und Auswertung festlegen lässt (vgl. u.a. ebd., S. 36; Friebertshäuser/ Panagiotopoulou 2010; Lüders 2009). Die Frage nach analytisch relevanten Themen findet ihre Antwort vielmehr innerhalb des zirkulär angelegten Wechsels zwischen empirisch-erhebenden und theoretisierenden Tätigkeiten: Hier werden sie »eingeführt, reformuliert, rekonfiguriert, erweitert, beschnitten oder verworfen« (ebd.) und befinden sich während der gesamten ethnographischen Analyse gewissermaßen ständig »under construction« (ebd., S. 134; Herv. i.O.). Für dieses »Werden der Analyse« (ebd.) und für die Entscheidung der jeweiligen Auswahl relevanter analytischer Themen wurde der von Breidenstein et al. vorgeschlagenen »doppelte[n] Orientierung des Forschungsprozesses am empirischen Feld und an der wissenschaftlichen Disziplin« (ebd., S. 135) gefolgt. Breidenstein et al. führen aus, dass »[d]ie Themen der Ethnografie [...] einerseits in den Daten und in den erkennbaren Relevanzen des Feldes grün-

den und [...] andererseits für den wissenschaftlichen Diskurs anschlussfähig sein [müssen]« (ebd.; Herv. i.O.).

Vor diesem Hintergrund entwickelte sich auch die Entscheidung, in dieser Studie antiziganistische Unterscheidungspraktiken in den analytischen Fokus zu rücken. Sie resultierte aus der Diskrepanz zwischen der wahrgenommenen Präsenz von antiziganistischen Stereotypisierungen innerhalb der Jugendzentren und einer eher randständigen disziplinären Auseinandersetzung mit antiziganistischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen innerhalb sozialarbeiterischer Debatten (vgl. u.a. Beck 2021; BMI 2021; End 2018). Außerdem entschied ich mich für diese thematische Fokussierung, weil mich der Gebrauch von antiziganistischen Stereotypen im Verlauf meiner Forschungsaufenthalte immer wieder überraschte, verstörte und mich mit vielen Fragen zurückließen. Solche Erfahrungen waren etwa die subtilen Vergemeinschaftungspraxen der sozialpädagogischen Fachkräfte mit mir vor dem Hintergrund antiziganistischer Wissensbestände und ein damit einhergehendes, auf mich oftmals plötzlich wirkendes, Positioniert-Werden und -Sein innerhalb antiziganistischer Bedeutungszusammenhänge. Diese Adressierungen und Positionierungen ereigneten sich m.E. oft ohne einen erkennbaren Zusammenhang und erweckten ein ‚Unbehagen‘ bzw. in den Worten Amanns und Hirschauers, ein »Widersetzen gegen die Enkulturationsdynamik« (Amann/Hirschauer 1997, S. 32) des Feldes in mir. In meinen Beobachtungsprotokollen erzähle ich mich in diesen Situationen vor allem als irritiert und verunsichert – »Ich weiß gar nicht, wie ich darauf reagieren soll²² – und oft auch als mich schweigend selbst befragend – »Warum macht Karen das denn jetzt?²³. Diese und andere Erfahrungen wirkten, so ließe sich mit Oliver Marchart sagen, wie ein »Spuk« (Marchart 2008, S. 15), wie ein »Stottern des scheinbar wie geschmiert laufenden Motors unseres Alltagshandelns« (ebd., S. 14) – mein »Stottern« (ebd.) innerhalb der Jugendzentren, das ich zum Anlass nahm, mich in dieser Arbeit intensiv mit Herstellungs-, Funktions- und Wirkungsweisen antiziganistischer Stereotypisierungen im situativen Vollzug auseinanderzusetzen.

Nach der achtwöchigen Erhebungsphase im Jugendzentrum I entschloss ich mich dazu, den Forschungsaufenthalt durch eine mehrmonatige Analysephase zu beenden und ein weiteres Jugendzentrum in das Sample dieser Studie aufzunehmen. Die ethnographische Forschung innerhalb des Jugendzen-

22 Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll 222, Jugendzentrum II.

23 Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll 130, Jugendzentrum I.

trums II vollzog sich in Bezug auf den Wechsel von Erhebungs- und Analysephasen im gleichen Rhythmus, wie bereits im Jugendzentrum I. Die Ethnographie wurde hier allerdings als *fokussierte Ethnographie* (vgl. Knoblauch 2001) realisiert, d.h. der ethnographische Blick wurde vorrangig auf Repräsentationen von und den Umgang mit Jugendlichen gelenkt, die entweder durch die sozial-pädagogischen Fachkräfte als Rom:nja und/oder Sinti:zze identifiziert wurden oder sich selbst als zugehörig zur Community positionierten. Nach den ersten vier Wochen des Forschungsaufenthaltes wurde eine dreiwöchige analytische Pause eingelegt, in der das bisher gewonnene Material systematisiert und die Forschungspraxis reflektiert wurde, um daran anschließend, einen weiteren achtwöchigen Feldaufenthalt anzuschließen, der durch eine mehrmonatige intensive Analyse- und Theoretisierungsphase beendet wurde.

Innerhalb dieser Analyse- und Theoretisierungsphase wurde zunächst das erhobene Material des Jugendzentrums II interpretierend und codierend bearbeitet und in einem zweiten Schritt mit den Erkenntnissen des Jugendzentrums I relationiert. Während des Forschungsaufenthaltes im Jugendzentrum II und innerhalb der Analysephasen stellte sich schnell heraus, dass diese Studie nicht auf einen Vergleich zwischen zwei fachlich und politisch unterschiedlich positionierten Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit hinauslaufen wird, sondern vor allem die Frage nach Artikulationsweisen von antiziganistischen Stereotypen in den Fokus der Aufmerksamkeit stellt, die sich innerhalb beider Jugendzentren rekonstruieren ließen.

Im Folgenden wird nun diejenige Interpretations- und Theoretisierungsarbeit dargestellt, die sich »am Schreibtisch ereignet[e]« (Breidenstein et al. 2020, S. 126) und zwar so, dass die Einsicht mitläuft, dass die Unterscheidung von Beobachten, Schreiben und Analysieren als »drei Phasen der Erkenntnissuche [...] als autonome ›Operationen‹ [...] gar nicht existieren« (Geertz zit.n. ebd.).²⁴

24 Wie bereits mehrfach angeklungen gehen innerhalb des ethnographischen Forschens die Praktiken der Materialgewinnung und -analyse miteinander ›Hand in Hand‹, sind ineinander verschrankt und bedingen sich wechselseitig (vgl. u.a. Amann/Hirschauer 1997; Breidenstein et al. 2020; Frieberthäuser/Panagiotopoulou 2010; Lüders 2009). Breidenstein et al. schreiben in diesem Zusammenhang, dass die ethnographische Beobachtung »in ihrem Bemühen um das Verstehen kultureller Praktiken systematisch die Unterscheidung zwischen bloßer Beschreibung und nachträglicher Analyse [unterläuft]« (Breidenstein et al. 2020, S. 126; Anm. K.S.). Auch die kontinuierlichen Fragen der Ethnographin, »was an dem beobachteten Feld analytisch interessant ist und auf

Die Analysephasen wurden zunächst dazu genutzt, einen Überblick über den bisherigen Materialkorporus zu erarbeiten und ihn so zu organisieren, dass er für weitere analytische Zugriffe verfügbar wird (vgl. Breidenstein et al. 2020, S. 128). In einer systematischen Durchsicht wurde der gesamte Materialkorporus, der aus Beobachtungsprotokollen und Tagebucheinträgen, transkribierten Spontaninterviews und Teamsitzungen sowie gesammelten Artefakten und ausgehändigten Textdokumenten bestand, zunächst chronologisch geordnet. Dabei wurden die unterschiedlichen Materialsorten miteinander verknüpft, z.B. so, dass Flyer den diesen Veranstaltungen zeitlich entsprechenden Beobachtungsprotokollen angehängt oder die Beobachtungsprotokolle mit Zusatzinformationen aus Spontaninterviews und Teamsitzungen angereichert wurden. Neben der Zusammenführung der unterschiedlichen Materialsorten und der damit einhergehenden Verdichtung der Beobachtungsprotokolle diente die chronologische Systematisierung des gewonnenen Materials dazu, Entwicklungen und Tendenzen innerhalb meiner Beobachtungs- und Schreibpraxis nachzuvollziehen und dahingehend zu reflektieren, ob ich sie für die folgenden Feldaufenthalte beibehalte und intensiviere oder verändere bzw. verwerfe.

Nach dieser ersten Reflexions- und Systematisierungsarbeit stand in der zweiten Durchsicht des Materials das Codieren der gesamten Beobachtungsprotokolle und der Transkriptionen der Spontaninterviews sowie Teamsitzungen im Zentrum der analytischen Auswertung. Dieser Codierprozess diente zunächst dazu, die chronologische Ordnung des Materials thematisch aufzubrechen und zu systematisieren (vgl. ebd., S. 144). Breidenstein et al. definieren das Codieren als eine »Kategorisierungstätigkeit [...] [, die] aus einem zufällig und chronologisch angewachsenen Datenkorporus allmählich mittels Schlag-

welche Aspekte und Themen sie sich daher konzentrieren sollte« (ebd.), sind als grundlegend analytische Aktivitäten zu fassen, »die oft schon weitreichende Einsichten implizieren – längst bevor die Datenanalyse im engeren Sinne begonnen hat« (ebd.). Auch Stefan Köngeter formuliert, dass die Suche nach der »passende[n] Frage zu den Antworten, die ich [im Untersuchungsfeld] erhalten habe« (Köngeter 2010, S. 231; Anm. K.S.) eine zentrale analytische Aktivität während der Forschungsaufenthalte darstellt. Die Verschränkung von Materialgewinnung und -analyse ist innerhalb des ethnographischen Forschens des Weiteren dadurch bedingt, dass beide Prozesse »im Prinzip auf die gleiche Praktik rekurrieren: das Schreiben« (Breidenstein et al. 2020, S. 126). Wie in Kapitel 2.3.2 bereits erwähnt, wird durch die »ethnographischen Verschriftlichungsgebote« (ebd.) das Material der ethnographischen Forschung erst durch sprachliche Übersetzungen generiert und liegt nicht von vornherein als sprachlich codiert vor.

worten und Begriffshierarchien eine thematisch-analytische Ordnung entwickelt und mit dieser Hilfe ebendiesen Korpus umstrukturiert« (ebd., S. 157). Das Codieren besteht dabei »im Wesentlichen in einem wiederholten Durchgehen, Sortieren und Annotieren des Materials« (ebd., S. 143), innerhalb dessen die »Ethnografin-am-Schreibtisch beim Lesen ihrer Protokolle implizites Wissen expliziert und analytische Ideen am Material erprobt. Damit wird die Datenanalyse von der Nebenbeschäftigung der *analytical notes* zu einer Hauptbeschäftigung« (ebd., S. 144; Herv. i.O.).

Das analytische Codieren wurde in der vorliegenden Studie als ein mehrstufiger Prozess durchgeführt, der sich an dem Kodierprozess der Grounded Theory orientierte (vgl. u.a. Glaser/Strauss 1967, S. 102ff; Strauss 1998, S. 63ff; Strauss/Corbin 1996, S. 63ff). Dabei wurde v.a. auf die Strategien des offenen und axialen Codierens zurückgegriffen. Zu Beginn der Analyse wurde das Material Zeile für Zeile durchgegangen und unterschiedliche Abschnitte mit Begriffen und Themen belegt, die entweder aus dem Feld, etwa als In-Vivo Codes, oder aus dem theoretisch-wissenschaftlichen Begriffsarsenal entnommen wurden (vgl. Breidenstein et al. 2020, S. 144). Dabei wurde »nah am Material« (ebd., S. 146) gearbeitet und auf diese Weise eine Vielzahl an potenziellen Themen generiert. Diese Bandbreite an potenziellen Themen wurde zunächst »unabhängig davon [entwickelt], ob man zu einem Thema weiteres und genug Material in anderen Protokollen finden wird, ob ein Thema sich als interessant genug in der Konkurrenz mit anderen erweisen wird, ob es sich mit ihnen integrieren lässt, [...] oder ob sich ein Bezug zu etablierten theoretischen Konzepten herstellen lässt« (ebd., S. 146; Anm. K.S.). Bei dem offenen Codieren geht es Breidenstein et al. folgend, zunächst um eine »Überschuss-Produktion, die alle möglichen Richtungen der Analyse anbietet« (ebd.). Das offene Codieren lebt davon »sich wesentlich von den Eigenschaften des Materials steuern zu lassen. Man bemüht sich darum, mit fremdem Blick auf das Material zu schauen und alles, was daran interessant sein könnte, zu markieren und zu benennen, mit dem Ziel, es mit anderen Stellen im Material vergleichbar zu machen und zu verknüpfen« (ebd.). Das offene Codieren lässt sich als ein »suchendes Herantasten an das Datenmaterial« (ebd., S. 147) verstehen, innerhalb dessen zunächst »begriffliche Provisorien und Aushilfen« (ebd.) hervorgebracht werden, durch die jene analytischen Ideen und theoretischen Perspektiven, die sich bereits im Erhebungsprozess entwickelten, weitergeführt und neue Ideen, Hypothesen und Perspektiven herausgearbeitet werden. Die unterschiedlichen Codierungen, mittels derer das Material kleinschrittig nach Phänomenen und Themen sortiert wurde,

wurde im zweiten Schritt nach erarbeiteten Themenbereichen und Subthemen gruppiert. Damit wurde ein »System von Codes« (ebd., S. 156) erstellt, durch welches der gesamte Materialkorporus thematisch aufgebrochen und inhaltlich systematisiert, verknüpft und modelliert wurde.

Einzelne Themenbereiche wurden in einer daran anschließenden dritten Phase axial codiert (vgl. Strauss 1998). Hierbei wurde das gesamte Material auf »bestimmte Codes und Themen hin durchsucht und codiert« (Breidenstein et al. 2020, S. 155). Durch diese thematischen Fokussierungen entstanden detailliertere Systeme bzw. Netze von Codes, die den unterschiedlichen Nuancierungen eines Themas bzw. der Multidimensionalität einer spezifischen sozialen Praxis Rechnung trugen. Verschiedene Ereignisse und Beobachtungen, in denen etwa antiziganistische Bedeutungen relevant wurden, wurden zueinander relationiert, miteinander verglichen und auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin befragt. Daraus entstanden wiederum neue analytische Einheiten und neue analytische Perspektiven sowohl in Bezug auf die untergeordneten Themenbereiche als auch in Bezug auf das jeweilige Oberthema. Die, aus diesen themenzentrierten Relationierungen der Daten hervorgegangenen analytischen Ideen, Hypothesen und Perspektiven wurden innerhalb von Memos festgehalten (vgl. Strauss 1998, S. 157ff; Strauss/Corbin 1996, S. 169ff), die im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses und in einer starken Orientierung an dem Material und den teilweise darauffolgenden Felderfahrungen kontinuierlich bearbeitet, stellenweise wieder verworfen bzw. weiter vertieft und unter Rückgriff auf wissenschaftliche Theorien konkretisiert und ausgearbeitet wurden (vgl. Strübing 2008, S. 34ff).

Die Phase des axialen Codierens wurde von einer intensiven Interpretationsarbeit in Bezug auf einzelne Beobachtungssequenzen sowie spezifische, themenzentrierte Auszüge aus den Spontaninterviews und Teamsitzungen begleitet. Als durchaus fruchtbar für die vorliegende Studie erwies sich dabei ein sequenzanalytisches Vorgehen (vgl. v.a. Soeffner 2004), mittels dessen die Vollzugslogiken der beobachteten und aufgenommenen Interaktions- und Situationsverläufe rekonstruiert wurden. Bei der Sequenzanalyse geht es allgemein gesprochen darum, »einzelne Äußerungen, Handlungen etc. in ihrem zeitlichen Ablauf zu analysieren. Man fragt danach, wie eine Äußerung auf die vorangegangene reagiert und welchen Kontext sie für folgende Äußerungen stiftet, man fragt nach den konstituierenden Bedingungen und den konsekutiven Effekten der einzelnen Äußerung« (Breidenstein et al. 2020, S. 167). Dafür folgt die Analyse dem dokumentierten Verlauf der Geschehnisse Schritt für Schritt und erschließt in diesem Sinne »die Vollzugslogik der beobachte-

ten sozialen Praxis, also die Regeln der Ausführung einer spezifischen Praxis« (ebd.). Dieses streng sequenzanalytische Vorgehen in der Interpretation wird von der Annahme getragen, dass die »soziale Interaktion [...] ei[n] fortwährende[r] Prozess der Hervorbringung und Absicherung sinnhafter sozialer Ordnung [ist]« (Bergmann 2000, S. 525), deren Entwicklung »turn-by-turn« (Breidenstein et al. 2020, S. 167) rekonstruierbar wird. Auch die sequenzanalytischen Interpretationen des erhobenen Materials wurden von der durch Clifford Geertz formulierten Frage »What the hell is going on here?« (Geertz 1987 zit.n. Amann/Hirschauer 1997, S. 20) paradigmatisch angeleitet. Diese Frage disziplinierte mich, den analytischen Blick immer wieder auf die situierte Vollzugslogik der sozialen Praxen zu fokussieren und damit die »Szene [...] nicht von ihrem Ende her [zu] interpretier[en]« (Breidenstein et al. 2020, S. 172), sondern die je situierten »praktischen Probleme und Optionen einer Situation nachvollziehend« (ebd.) zu erschließen. Nach jeder Sequenz wurde die Frage nach möglichen Handlungsanschlüssen gestellt und daran anschließend das Werden der tatsächlichen Handlungsanschlüsse rekonstruierend analysiert. Dieses sequenzanalytische Vorgehen verfolgt das methodologische Ziel, die »Situation aus sich selbst heraus« (ebd.) zu erschließen und die protokolierte bzw. transkribierte soziale Praxis als »konkrete Lösung praktischer Probleme im gegebenen Kontext« (ebd.) zu interpretieren. Dafür ist wichtig, dass die Interpretation dicht »am Text und damit in der Situation« (ebd.) bleibt. Breidenstein et al. führen dieses induktive Vorgehen weiter aus und konkretisieren:

»Es gibt also einen Erklärungsvorrang des unmittelbaren Kontexts vor entfernten Randbedingungen. [...] Hier ist vor allem der Versuchung zu widerstehen, Intentionen, Motive, biographische Prägungen oder gesellschaftliche Umstände an eine Szene heranzutragen, die alle außerhalb der Situation liegen und die nicht den Gegenstand der Analyse bilden (können)« (ebd.).

In den Interpretationen dieser Studie wurde in diesem Sinne der Verlauf der jeweiligen Szene zunächst aus sich selbst heraus nachvollzogen und erst abschließend wieder in den größeren Zusammenhang des Feldes bzw. gesellschaftlicher Macht- und Ungleichheitsverhältnisse und damit einhergehende Differenzordnungen eingebunden. Diese interpretative Analyse des Materials erfolgte in der vorliegenden Studie zum Großteil kollektiv. Seit Beginn des Promotionsvorhabens war ich sowohl in mehreren kleinen Interpretationsgruppen als auch im Kontext der interdisziplinären Bielefelder Forschungswerkstatt *Migration und Bildung* eingebunden. Durch dieses »Forschen im Team«

(Strübing 2008, S. 88) wurde die Multi-Perspektivität in der Entwicklung von Assoziationen und Deutungen gewährleistet und damit die Qualität der Interpretationen interkollegial validiert (vgl. ebd.).

Die dieser Studie zugrundeliegenden Interpretationsarbeit wurde während des gesamten Forschungsprozesses von einer »konstruktive[n] Theoriearbeit« (Amann/Hirschauer 1997, S. 39) begleitet, in der Theorien nicht ausschließlich als Mittel der »Abstraktion« (ebd.), sondern vor allem als Möglichkeit eines »Registerwechsel[s]« (ebd.) verstanden wurden, durch die sich »ein Feld [...] in Termini eines anderen beschreiben lässt« (ebd.). Innerhalb dieser theoretischen Vermittlungs- und Übersetzungsarbeit wurden sowohl empirische Phänomene als auch theoretische Konzepte und Perspektiven als »anregende Denkmittel« (ebd., S. 40) verstanden. Dabei wurde darauf geachtet, der Verlockung zu widerstehen, das ethnographisch ›Empirische‹ nicht unter einer Theorie bzw. einem theoretischen Konzept zu subsumieren, sondern es als ein »unruhiges Moment« (ebd., S. 37) im Blick zu behalten; »gewissermaßen als empirische Variante des Dekonstruktivismus« (ebd.), das sich jedem theoretischen Universalismus (vgl. ebd., S. 38) entzieht und ihn durchkreuzt. Auf Theorien und theoretische Konzepte wurde in dieser Analysearbeit als eine Art »Werkzeug« (Göttlich/Mikos/Winter 2001; vgl. u.a. Göttlich 2001) zurückgegriffen, deren jeweiliger Wert sich »daran [misst], inwieweit sie geeignet ist, das Verständnis von bestimmten Kontexten [und kontextualisierten Praktiken] zu verbessern« (Hepp/Krotz/Thomas 2009, S. 9; Anm. K.S.). In Anlehnung an Stuart Hall lässt sich die ethnographische Theoriearbeit, auf der diese Arbeit fußt, in der Metapher eines »Ringen[s] mit Engeln« (Hall 2000b, S. 39) beschreiben. Hall betont mit dieser Metapher die Einsicht, dass Theorien als Möglichkeiten der Übersetzung und Vermittlung des empirisch erfahrenen Gegenstandes erst dann überzeugend werden, wenn man ihnen »widerstehen muss« (ebd.). Theoriearbeit bedeutet in Anlehnung an Hall damit immer auch ein »Ringkampf mit Theorien« (Marchart 2008, S. 45) und eine Artikulation, die in Bezug auf das ›Empirische‹ dennoch nie ›aufgeht‹ (vgl. Hall 2000b, S. 39ff).

Die in diesem Sinne praktizierte Theoretisierungsarbeit lässt sich gut in Bezug auf meine analytischen Erfahrungen mit dem *sensitizing concept* ›antiziganistische Stereotype im situativen Vollzug‹ veranschaulichen. Denn mit dieser analytischen Fokussierung wurde der Analyse zwar eine klare inhaltliche Richtung gegeben, die sich jedoch im Verlauf des Analyseprozesses zunehmend als erst der Anfang einer immer wieder zu vertiefenden theoretisierenden Übersetzungsarbeit erwies. Denn die Praktiken, die ich als antizi-

ganistische Stereotypisierungen in den Blick genommen habe, erwiesen sich keineswegs als eindeutig, sondern als durchaus vieldeutige und in sich widersprüchliche »Phänomene«, die sich immer wieder, gewissermaßen störrisch gegenüber den durch mich gesetzten Lesarten und Theoretisierungsversuche verhielten und mich dahingehend herausforderten, kontinuierlich auf die Suche nach weiteren Möglichkeiten der theoretisierenden Übersetzung zu gehen. Das »Empirische« als ein solches, gewissermaßen »unruhiges Moment« (Amann/Hirschauer 1997, S. 76) zeigte sich innerhalb der Analyse- und Theoretisierungsarbeit in Bezug auf die als antiziganistische Stereotypisierungen gefassten Praktiken insofern, als dass die hierin postulierte »Andersheit« als grundlegend ambivalent artikuliert wurde. Um diesen internen Widersprüchen und ambivalenten Gleichzeitigkeiten innerhalb der rekonstruierten antiziganistischen Stereotypisierungen Rechnung tragen zu können, verlangte es den Rückgriff auf je unterschiedliche analytische Perspektiven und theoretische Konzepte, der schlussendlich dazu führte, drei analytisch voneinander zu unterscheidende Artikulationsweisen von antiziganistischen Stereotypen herausarbeiten zu können, die als *Praktiken des Otherings* (Kap. 3.1), als *Figurenungen des Dritten* (Kap. 3.2) und als *Fetischisierungen* (Kap. 3.3) bezeichnet wurden.

Die auf diesem Weg gewonnenen Erkenntnisse werden in den folgenden Kapiteln dargestellt. Diese Befunde stellen lediglich Eckpunkte der gesamten Forschungsarbeit dar, d.h. sie markieren eine, aufgrund der Menge des erhobenen Materials und der darin enthaltenen inhaltlichen Aspekte, begründete, aber doch notwendigerweise selektive Auswahl in Bezug auf Artikulationsweisen von antiziganistischen Stereotypen.